

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1832**

47 (18.11.1832)



Perser

DAS KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

(welches jetzt auch in die französische und russische Sprache übertragen wurde)

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sechs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugergasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs. und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

Die Perser.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832. Tab. XLVII.

Die Perser sind ohnstreitig das sinnreichste und auch das thätigste Volk unter den Morgenländern. Ihr leichter und durchdringender Verstand, ihre fruchtbare und lebhaftere Einbildungskraft, ihr biegsames höfliches Wesen, ihr Hang zur Eitelkeit, zur Pracht und zum Vergnügen hat ihnen nicht mit Unrecht den Namen: der Franzosen des Orients, verschafft.

Der Perser ist groß und wohlgebildet, mehr hager als fleischig, aber stark von Knochen und Muskeln, hat ein regelmäßiges Gesicht, eine Habichtsnase, einen kleinen Mund, schwarze Augen und Haare, und einen starken, mit großer Sorgfalt gepflegten und glänzend schwarz gefärbten Bart. Die Beschäftigung damit, so wie das Färben der Nägel macht einen wichtigen Theil der persischen Toilette aus, und wird gewöhnlich beim Baden verrichtet. Die Verrichtung dabei ist die unangenehmste, die man sich denken kann. Es wird nämlich der Bart, so wie das Haupthaar mit einem gewissen Teige überpflastert, der sehr zusammenziehend ist, und einen widrigen Geruch verbreitet. Darauf legt sich der Perser auf den Rücken, schließt sorgfältig Mund und Augen, und hütet sich sogar, nur etwas stark Athem zu holen, damit von dem scharfen ägenden Teige nichts in die Augen oder in die Nase komme. In dieser Lage verharrt er eine bis zwei Stunden, während welcher der Operateur von Zeit zu Zeit nachsteht, Haare und Bart abpugt, den Teig, wo er abgefallen oder aufgeweicht ist, wieder aufklebt etc. Wenn ein solcher Pflasterbart ganz frisch aus den

Händen seines Schöpfers hervorkommt, so sieht er mit seinen verschiedenen Schattirungen von Roth, Schwarz und Grau, ganz wunderbar aus; denn es braucht mehrere Tage, ehe alles gleichförmig schwarz wird. Auch muß, da in kurzem einzelne braune oder graue Haare wieder zum Vorschein kommen, die ganze Operation des Färbens alle acht Tage wiederholt werden.

Die Vorliebe des Persers für das dunkelfarbige, welche sich im Schwärzen der Haare kund giebt, spricht sich auch in seiner Kleidung aus. Helle Farben sind ihm verhaßt. Die Bestandtheile der Kleidung sind ein Paar weite und lange Pantalons von Seide oder Baumwolle, ein seidenes Hemd, eine baumwollene enge Weste, ein Rock, der bis auf die Knöchel herabgeht, ein acht Ellen langer und eine Elle breiter Shawl, der gürtelartig um den Leib gewunden wird, und ein mit Pelz verbrämter Ueber- oder Reitrock, der nach Beschaffenheit unter die kostbarsten Kleidungsstücke gehört. Den Kopf bedecken alle Stände, selbst der Schach von Persien mit einer anderthalb Fuß hohen Mütze, die aus einem Schaafsfelle gemacht ist, und um welche ein baumwollener oder seidener Shawl gewunden wird. An den Füßen trägt man theils Pantoffeln, theils Schuhe, und wenn man zu Pferde sitzt, Stiefel. Der Reiter zieht auch über die gewöhnlichen Pantalons noch ein Paar sehr weite Tuchhosen an, welche mit ihren Falten den größten Theil des Unterkörpers verhüllen, und mittelst eines Bandes an den Knöcheln zusammengebunden werden. Durch dieses Kleidungsstück bekommt die untere Hälfte des Leibes ein ganz eigenes rundliches Ansehen, das noch dadurch vermehrt wird, daß der Perser in den weiten Sack, welchen die Hosen bilden, alles einpackt, was er nur für seine Per-

son bedarf, oder wess'n er sich auf der Reise bemächtigt. Friedlich gesinnte Leute begnügen sich mit dieser Rüstung in allerlei Variationen; aber die Mehrzahl, voll kriegerischen Sinnes, ist nicht nur mit einem Schwert, einer Flinte, Pistole und einem Dolche versehen, sondern sie hängen auch noch Pulverhörner, Patrontaschen und mancherlei sonderbare Behälter für die Munition an den Gürtel, über die Schultern und an andere Theile ihres Anzugs.

Die weibliche Kleidung weicht von der männlichen in mehreren Stücken wesentlich ab; sie tragen weitere Brinkleider, welche inwendig dick gefüttert und ausgestopft sind, so daß die Gestalt der Weibe nicht sichtbar wird. Den Leib bedeckt ein baumwollenes, oder auch seidenes Hemd, welches vorn offen, oben aber zugeknöpft oder eingehäkelt ist. Es wird um den Leib durch einen ledernen, mit Tuch oder Seidenzeug überzogenen Gürtel zusammengehalten, welche auch wohl mit Stickereien geziert und vorn mit einem goldenen oder silbernen, zuweilen auch mit Edelsteinen besetzten Schildchen versehen ist. Beim Ausgehen wird über diese Kleidung ein großer Schleier von Mouffelin oder anderm baumwollenen Zeuge geworfen. Beide Geschlechter sind außerordentliche Freunde von allerlei Schmuck, besonders von Edelsteinen. Wenn sich der Schach von Persien bei feierlichen Gelegenheiten zeigt, so erblickt man ihn mit, die Augen blendenden Edelsteinen und Perlen ganz bedeckt. „*Ocean des Lichts, Berg des Lichts, Meer des Regenbogens,*“ heißen an seinem Kleide die prachtvollsten unter den Edelsteinen, welche seinen Ruhm im Lande gewaltig vermehren. Die hohe Tiara auf dem Kopfe besteht aus dicht gefaßten Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, die so geordnet sind, daß sie eine Mischung von den schönsten Farben im glänzendsten Lichte bilden. Die Weste ist von Goldstoff mit einer ähnlichen Anordnung von Kleinodien überzogen, und über die Schulter gehen zwei Schnüre von Perlen, welche wahrscheinlich die größten der Erde sind. An Glanz aber übertreffen Alles die breiten Bänder um seine Arme und der Gürtel, der ihm um den Leib geht. Sie glänzen, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, wie helles Feuer.

Großen Luxus treibt der Perser auch mit Was-

sen, Pferden und Dienerschaft. Man soll nach der Versicherung glaubwürdiger Reisenden Damascener-Klingen finden, welche mit 15 bis 30,000 türkischen Piastern bezahlt worden sind. Eine große Zahl schöner Pferde mit prächtigem, von Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen strotzendem Geschirr, von reich bekleideten Stallbedienten geführt, dürfen einem vornehmen Perser nicht fehlen.

Die Nahrungsmittel der Perser sind ziemlich mannigfaltig, obschon sie in der Zubereitung derselben eine gewisse Einfachheit lieben. Man hat täglich zwei Mahlzeiten, nämlich ein Frühstück gegen 11 Uhr Vormittags, wo man Obst, Brod, Käse und Backwerk genießt und die Hauptmahlzeit Abends gegen Sonnenuntergang, welche aus Fleischspeisen, Gemüse und Pillau besteht. Das Brod ist sehr wohlschmeckend, der Pillau, aus Reis, ist nächst dem Brod die gemeinste Speise der Perser. Die Getränke bestehen außer Wasser in Kaffee, Thee, Scherbet und, trotz des Verbotes des Propheten, auch in Wein und Branntwein. Zu den Gaumengenüssen gehört auch das Tabakrauchen; vom Schnupfen weiß man aber nichts. Auch der Gebrauch des Opiums ist allgemein; doch übernimmt man sich selten so sehr, daß man berauscht wird.

Damit der Leser sich einen Begriff von einem persischen Gastmahl machen könne, wollen wir folgende Beschreibung einer festlichen Mahlzeit, an welcher ein vornehmer Engländer mit seinen Begleitern Antheil nahm, mittheilen. „Ich und meine Landsleute — so erzählt er — fanden uns kurz vor Sonnenuntergang im Hause des ersten Ministers des Prinzen Abbas Mirza zu Tabris ein. Man wies uns in einen großen Saal, der voller Teppiche lag. Auf einigen derselben saßen mehrere von den Staatsbeamten, die bei unserer Annäherung aufstanden. Nach den gewöhnlichen Complimenten setzten wir uns auf die für uns bestimmten erhöhten Teppiche, nach Art der Morgenländer. Ein Paar große Armlichter, auf denen die Flamme durch Oel erhalten ward, standen mitten im Zimmer einander gegenüber. Nach einigen Minuten erschien unser Wirth. Bei seinem Eintritte standen wir insgesammt auf, und als wir uns wieder gesetzt hatten, verbeugte er sich vor einem jeden nach seinem Range und sagte zugleich ein Compliment, das mit der

nach der
madener
büchlichen
Johi fische
in Biber,
thir, von
dieser ar

in ziemlich
ang dertel
hat tage
d gegen
liche und
Wendts
spresen,
ist sine
ist dem
in Gr
Ester
uch in
nüssen
ausfen
ch des
an sich

in einem
mit fol
an wels
galteten
Landes
er Sen
eck des
Man
Lepische
von den
ung auf
en setzen
hien Des
out grise
Lri in
einthe
für wie
stimmte
on, vers
Konge
mit der



Shasaly. № 1.

Shooly. № 1.



B. Adolph

Shasaly. N^o 2.

Bedeutung, die er dem Gaste beilegte, in Verhältniß stand. Man reichte nun Pfeifen herum; dann trug man Kaffee in sehr kleinen Tassen ohne Rahm und Zucker auf. *) Alsdann folgte Thee in größeren Tassen, und nachdem man hiemit fertig war, füllte die Unterhaltung einen Zwischenraum von zehn Minuten aus, worauf der Minister ein Zeichen gab, daß man das Essen hereinbringen möchte. Sogleich traten mehrere Bedienten herein und trugen eine lange, schmale Rolle von geblütem Kattun, welche sie niederlegten und vor der ganzen Gesellschaft, die jetzt beide Seiten des Saales einnahm, auf dem Boden ausbreiteten. Nunmehr brachte man ein Stück dünnes Brod oder Kuchen und legte es vor jeden Gast hin, damit er sich desselben als Teller und Serviette bedienen möge, indem diese Geräthschaften nicht gebräuchlich sind. Hierauf setzte man zwischen je zwei Personen ein muldenförmiges Behältniß, welches folgende Speisen und Getränke enthielt. Zwei Napfe mit Scherbet, ein Paar Schüsselfn Pillau, mit Geflügel Rosinen und etwas Safran, zwei Teller mit zerschnittenen Melonen und zwei andere mit Stücken gebratenen Fleisches. Als die ganze Gesellschaft auf gleiche Art versorgt war, gab der Wirth das Zeichen, darüber herzufallen. Diesen Befehl schien man buchstäblich zu verstehen; denn jeder rücken bog sich, jedes Gesicht rückte dicht an den Angriffspunkt und jeder Kinnbacken war augenblicklich in Bewegung. Hierbei bewies man eine außerordentliche Geschicklichkeit. Mit der rechten Hand langte man nach dem Reis, oder einer andern Speise und schob sie fast in demselben Augenblick in den Mund. Die linke Hand gebrauchten die Perser bloß zu den niedrigsten Geschäften; indeß verrichtete, wenigstens während der Mahlzeit die gehrte Hand das Geschäft zweier; denn keinen Augenblick ruhte man beim Essen, sondern führte ununterbrochen Fleisch, Melonen, Scherbet ic. nach dem Munde. Ich gestehe, daß ich in Hinsicht der mündlichen Unterhaltung nie in meinem Leben eine still-

lere Mahlzeit gesehen habe, so wie andererseits keine, wo das Rauhen so hörbar gewesen wäre. Mir kam die Gesellschaft wie eine Reihe gewisser viersfüßiger Thiere vor, die mit ihren Köpfen nicht weiter von ihm en Trögen sind, als die unfrigen von den Schüsselfn waren. Als das Essen abgetragen war, wurde ein mit Silber plattirter Krug mit einer langen Röhre nebst einem Becken von demselben Metall jedem Gaste rund herum von einem Bedienten gebracht, der aus dem Kruge Wasser auf unsere rechte Hand goß, welche wir nach der Reihe über das Becken hielten, während Jedermann seinen Bart von den Ueberbleibseln der Mahlzeit reinigte. Wir hatten kein Handtuch, nur uns abzutrocknen, ausgenommen unsere eigenen Schnupftücher; denn die Brodserviette taugt zu weiter nichts, als gegessen zu werden. Zum Schluß folgte eine Pfeife Taback mit Thee und wir standen auf, um Abschied zu nehmen.

In Hinsicht des gesellschaftlichen Lebens finden wir in Persien schon die Anfänge jenes steifen Ceremoniells und jener ängstlichen Gebräuche, welche wir weiter nach Osten hin in Hinterindien, China und Japan auf den höchsten Gipfel gesteigert sehen. Die Jugend wird schon frühzeitig in nichts mehr unterrichtet, als in der Complimentirkunst, und es scheint, als hätten unsere vornehmen Stände diese löbliche Sitte von diesen orientalischen Franzosen entlehnt.

Ohngeachtet aller dieser Förmlichkeiten sind die Perser dennoch ein recht aufgewecktes und fröhliches Volk und jede Art von gesellschaftlicher Erholung wird durch den Contrast mit dem Zwange, den sie sich bei andern Gelegenheiten anthun müssen, nur noch mehr erhöht.

(Die Fortsetzung folgt.)

S h a s a l y, der Stern des stillen Meeres.

Erzählung, aus dem Englischen übersetzt von C. Schmezer.
(Mit 2 Compositionen von G. R. Tab. XXIV. XXV.)

Als ich im Anfang des vergangenen Herbstes, an einem heitern Morgen, bei dem großen, runden Bassin in den Gärten der Tuilleries stand und die

*) Den Orientalen scheint es überhaupt ein Gräuel zu seyn, den Kaffee mit Zucker zu trinken. So äußerte sich jüngst der Sohn des Vicelkönigs von Aegypten, Ibrahim Pascha über die französischen und englischen Gesandten auf folgende Weise: „Was ist wohl von Leuten zu erwarten die ihren Kaffee mit Milch und Zucker trinken.“

Schwäne betrachtete, welche auf dem Wasserspiegel hin und her zu verschiedenen Gruppen von Kindern steuerten, die sie von allen Seiten mit Brodstückchen an's Ufer lockten; da wurde meine Aufmerksamkeit durch eine kleine Familie in meiner Nähe angezogen, welche aus einem Herrn, einer Dame und drei Kindern bestand. Sie waren wie Engländer gekleidet, und man sah in einem Augenblick dem ganzen Aeußern des Herrn an, daß er ein Britte sey; und da die Kinder von Zeit zu Zeit die Worte: „Papa und Mama“ aussprachen, so konnte man über ihre gegenseitige Verwandtschaft nicht lange im Zweifel seyn. Unter Kindern desselben Alters besteht eine Art Freimaurerei, welche sie in einem Augenblick mit einander auf vertrauten Fuß stellt. Demnach waren denn, wie alte Bekannte, die nach langer Trennung sich wiedersehen — vielleicht mögen auch ihre Seelen, nach der Lehrmeinung des Pythagoras, schon in einem frühern Zustande des Daseyns mit einander befreundet gewesen seyn — die Knaben der Fremden schon in drei Minuten in traulichem Gespräche mit den meinigen begriffen, und richteten, da sie offenbar weniger Bescheid wußten, an diese mancherlei Fragen, welche auf die lebendige Scene um sie her Bezug hatten. Dieß gab die erste Veranlassung zur Auflösung der kalten Gleichgültigkeit, welche erwachsene Fremde auseinander hält. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wer zuerst das Wort nahm, oder ob das Wetter, dessen Schönheit allerdings der Erwähnung werth war, den Gegenstand des Gesprächs abgab; aber auf alle Fälle schlenderten wir eine gute Strecke Weg's neben einander in der Unterhaltung hin, und während unsere jugendliche Schaar sich wohlgemuth im Garten herumtummelte, nahmen wir, da die Sonne sehr warm schien, unter den Bäumen Platz und setzten unser Gespräch mit steigender Theilnahme und Lebhaftigkeit fort. Einige zufällige Gedankenreihen lenkten die Rede auf Hindostan; wir machten mit Vergnügen die Entdeckung, daß wir beide mehrere gemeinschaftliche Freunde zu Madras und Bombay besaßen, und dieser Umstand, nebst einigen andern, bewog uns, eine Bekanntschaft zu unterhalten, die sich so zufällig entsponnen hatte. Wir wechselten Besuche, besaßen gemeinschaftlich die öffentlichen Merkwürdigkeiten und behnten nicht selten unsere Ausflüge weit

in der Umgegend aus. Die Frau des Fremden, welche uns zuweilen auf unsern Spaziergängen begleitete und unveränderlich lebhaft und angenehm war, sprach Englisch mit einem starken fremden Accent, und da ihre Gesichtsfarbe mit einem zarten Braun überlaufen war, wie die der Neapolitanischen oder Andalusischen Frauen, so gerieth ich auf den Gedanken, sie möchte im südlichen Spanien oder Italien geboren seyn; jedoch war wieder etwas in den Umrissen und dem Ausdruck ihrer Gesichtsbildung, was auf einen Asiatischen Ursprung hindeutete. Dabei war sie indeß von ausgezeichneter Schönheit. Ihre großen, schwarzen Augen, ihre hohe Stirne, griechische Nase und sanftrothen Lippen, die, wenn ein Lächeln sie theilte, die weißesten und schönsten Zähne in der Welt zeigten, waren nur, so zu sagen, die äußern Anzeigen von einer Schönheit, welche weder Worte noch Pinsel malen können, — von der Schönheit einer sanften und stillen Seele, in welcher Unschuld, Tugend und himmlischer Friede in der reinsten Harmonie sich verbanden. Ich habe nie ein Weib gesehen, welches so ganz Liebe und Ergebenheit war. Ihres Gatten Wille war der ihrige, nicht aber, weil sie Unterwerfung für Pflicht hielt, sondern weil — um mit Aristoteles zu reden — beide nur eine Seele in zwei Körpern hatten.

Eines Tages gingen wir zusammen mit den Kindern zu dem königlichen botanischen Garten, wo wir, nachdem wir voll Bewunderung vor den Palmen, der Shawlziege von Tibet, dem Elephanten, dem Condor und dem arabischen Papagei gestanden hatten, endlich auch zu den Käfigen der Affen kamen. Hier zog sogleich eine sehr schöne und seltene Meerkatze mit ihrem dunkelbraun und grünen, goldgepuderten Fell, die Blicke der Dame auf sich, die ihren Mann mit Augen voll unwillkühlicher Thränen anblickend, ausrief: „O, wie dieser kleine Keel mir die Wilder meines Jugendlandes zurück vor die Seele ruft!“ — „Ja, Schafaly,“ erwiderte der Gatte, auch in mir erweckt er sonderbare Erinnerungen. Wahrscheinlich verdanke ich einem von seinen Brüdern mein Leben und dich!“ — Dann wandte er sich zu mir und sprach: „Sie wissen noch nicht, wie dankbar ich dem Affengeschlechte verpflichtet bin; aber ich habe schon seit einiger Zeit einen Plan wider ihre Geduld entworfen, und wenn Sie sich nicht

vor einer langen Erzählung fürchten, so sollen Sie noch an diesem Abend die Geschichte meines Lebens und meiner Abenteuer vernehmen.“ —

Ich antwortete, daß mir nichts angenehmer seyn könne, und demgemäß, als an dem Abend das Essen abgetragen, Lichter hereingebracht und Kaffee vor uns aufgestellt war, erinnerte sich die Dame, daß ihre Gegenwart in dem Kinderzimmer nothwendig sey, und ließ uns allein. Wir rückten unsere Stühle näher zur Flamme des Kaminfeuers, und er begann seine Erzählung, wie folgt:

„Ich bin der einzige Sohn des verstorbenen Generals Brown auf der obern Harley Strafe, (zu London) wo ich im Jahre 1793 geboren wurde. Mein Vater, welcher den größten Theil seines Lebens in Diensten der ostindischen Compagnie zugebracht hatte, hatte mich von meiner Geburt an für dieselbe Laufbahn bestimmt, nur mit dem Unterschiede, daß ich eine Civil-Anstellung statt einer militärischen wählen sollte. Als daher das Geschäft meiner Erziehung als vollendet angesehen und die Stelle eines Sekretärs für mich ausgewirkt war, nahm ich Abschied von meiner Familie und verließ England, um mich nach Bombay zu begeben. Hier arbeitete ich mich in die gewöhnlichen Geschäfte ein, und stieg stufenweise, wie fast jeder in diesem Dienste, zu sehr einträglichen Posten. Aber nachdem ich ohngefähr zehn Jahre in diesem Lande zugebracht hatte, begann meine Gesundheit auf eine beunruhigende Weise zu leiden, und zu derselben Zeit empfand ich eine sonderbare Unklarheit in meinen Augen, welche reißend zunahm. Man fand es räthlich, daß ich auf drei Jahre nach England zurückkehre; und als einmal der Gedanke, meine Heimath und meine Freunde wieder zu sehen, Raum in mir gewonnen hatte, war ich auch sogleich mit solcher Ungeduld auf die Ausführung meines Vorhabens bedacht, daß ich mich so zu sagen, an Bord des ersten, besten Schiffes warf, welches die Insel*) verließ, obgleich, da dasselbe durch den stillen Ocean fahren und Brasilien berühren sollte, es höchst wahrscheinlich war, daß viele andere Fahrzeuge, welche Bombay später verließen, London weit früher erreichen würden als

es. Kaum war ich einige Wochen auf der See, als ich gewahr wurde, daß, obgleich meine Gesundheit sich zu bessern schien, die Unklarheit meiner Augen stark zugenommen hatte; und ehe wir die Insel Java erreichten, war ich in völlige Blindheit gestürzt. Der Wundarzt auf dem Schiffe, der mich bisher auf unserer Fahrt behandelt und erklärt hatte, daß, nach seiner Meinung an beiden Augen ein Staar sich bilde, war plötzlich durch die Cholera*) hingerafft worden, so daß ich also des ärztlichen Beistandes völlig beraubt war. So mir selbst überlassen, gab ich immer mehr den Anwandlungen einer düstern Melancholie nach. Die prachtvollen Ansichten, welche sich denen darboten, welche zwischen den grünen Eilanden des Indischen Archipelagus hindurch segeln, die majestätische Herrlichkeit des tropischen Sonnenuntergangs, der mit Gold und Feuer gestreifte Himmel, das Mondlicht auf den Wassern, die glänzende Pracht der Gestirne, die frische Schönheit der Morgenwellen — diese und tausend andere Schönheiten, welche das entzückte Auge in der Betrachtung der Natur erblickt, waren für mich nicht da. Da indeß Grämen und Härmen nutzlos war, so strengte ich, in der Bemühung, mich mit meinem Schicksal auszuföhnen, alle meine Geisteskräfte an, welche, ich gestehe es, der Aufgabe nicht immer gewachsen waren, und begann in meiner Einbildungskraft nachzusinnen, welche Freuden und Hoffnungsquellen mir noch übrig blieben.

Unter der Reisegesellschaft, welche meistens aus Invaliden, wie ich, bestand, waren mehrere Damen, welche das Mitleid mit meiner traurigen Lage bewog, auf Linderung meiner Leiden zu sinnen. Sie plauderten, lasen und sangen mir täglich etwas vor, und ich mußte zuweilen wehmüthig lächeln, wenn meine Einbildungskraft den Raum um mich her durch liebliche Stimmen bevölkert sah und sich lebhaft vorstellte, wie unsichtbare Wesen, welche ihre Gegenwart nur durch Thaten der Güte bemerkbar machen, meinem Ohre milde, tröstende Worte zuflüßerten. Am Abend, wann der Schlaf sich der Seelen meiner schönen Gefährtinnen bemächtigt hatte, pflegte ich mich, da ich jetzt weniger, als je schlief,

*) Bombay liegt bekanntlich nicht auf dem festen Lande, sondern auf einer nicht weit von der Küste entfernten Insel.

*) Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß hier die in Ostindien einheimische, nicht ansteckende Krankheit dieses Namens verstanden werde.

häufig dem Steuermann zugefesselt und auf dem Verdeck zu wachen, wo ich mich entweder an der berben Fröhlichkeit der Schiffsmannschaft ergögte, oder einsam auf der Oberhütte den Wellen lauschte, welche in ewigem Murmeln vor dem Winde hinrollten.

So verstrich die Zeit, und wir kamen endlich unter die zahllosen Inseln des stillen Meeres, wo die scharfe, rauhe Luft, welche sonst allenthalben auf dem Ocean schwebt, durch den angenehmen Aushauch der Pflanzenwelt gemildert wurde. Eines Abends, nachdem alle Reisenden sich zurückgezogen und ich, wie gewöhnlich, auf das Verdeck mich begeben hatte, um den erquickenden Hauch der Nachtluft einzuathmen, vernahm ich von den Schiffen, daß ein Sturm im Anzug sey; und in der That, noch während wir sprachen, begann der Wind durch das Segelwerk zu brüllen und jener unbeschreiblich rauhe, zischende Ton, welcher das Brechen und Mischen der zürnenden Wellen begleitet, traf Ohr und Herz von allen Seiten auf eine schreckliche Weise, wie die nahenden Fußtritte des Todes. In einem Augenblick waren alle Schiffsfenster geschlossen und alle Hände im Kampfe mit dem Sturme beschäftigt. Ich suchte tastend meinen Weg zu den Geländern, wo ich ein Tau erfaßte, um von den Wellen nicht über Bord gespült zu werden, welche bereits mit solchem Ungestüm über das Mitteldeck brausten, daß ich mich nur mit genauer Noth auf den Füßen zu halten vermochte. Keine Worte können die Inbrunst beschreiben, mit welcher ich in diesem Augenblick für die Wiederherstellung meiner Sehkraft betete. Ich hatte in der That noch nie so eigentlich den Fluch der Blindheit gefühlt, als jetzt. Ein See Sturm ist unter allen Umständen fürchterlich, und zwischen felsigen Inseln und Korallentriffen, wo bei den kanibalischen Gebräuchen der Eingebornen Schiffbruch so gut wie Tod ist, ist er mit zehnfachem Schrecken begleitet. Aber mir, der keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht kannte und dem jede andere Aussicht auf Rettung abgeschnitten war, mir klang jeder Windstoß, wie eine Todtenglocke. — Ich horchte daher mit unbeschreiblicher Angst auf das Brüllen des Sturms und auf den wachsenden Donner der Wogen, welche, wie eben so viele Dämonen rings um das Schiff aufsprangen und heulten, welches

jetzt taumelnd durch sie hinwankte, wie ein blutiges Opfer durch die feindlichen Reihen der Wilden, immer mit frischen Wunden bedeckt und matter mit jedem Schritt. Endlich erschallte plötzlich der noch weit schrecklichere Ruf: „Bruchwellen gerade vor uns!“ und die äußersten Anstrengungen der Matrosen waren fruchtlos. Denn im nächsten Augenblick stieß das Schiff krachend auf ein Riff und scheiterte mitten in einer Höhle von Felsen und Bassern.

Was aus der Mannschaft und den Reisenden wurde, — Gott allein weiß es. Was mich betrifft, so klammerte ich mich, als ich das Aufflösen des Schiffes fühlte, unwillkürlich an das Geländer an, und mit einer gescheiterten Planke in der Hand wurde ich durch eine fürchterliche Welle hoch unter die Felsen geschleudert, deren schroffe, hervorspringende Zacken ich mit convulsivischer Kraft umfaßte. Während ich hier hin- und Welle auf Welle über mich stürzte, war es mir mehr als einmal, als könnte ich mitten im Geheul des Sturmes das schrillende Kreischen von Frauen oder das Geschrei von Kindern unterscheiden, deren sich mehrere an Bord befanden. Die unmittelbare Sorge für meine eigene Erhaltung verschlang jedoch jetzt jeden andern Gedanken. Volle Furcht, es möchte eine andere Wege, ähnlich der, welche mich erhalten hatte, mich erreichen, wo ich hing und mich wieder zurück in die See reißen, begann ich über meinem Kopfe zu tasten, um zu entdecken, ob etwa eine Möglichkeit, in dieser Richtung zu entinnen, vorhanden wäre; aber ich bemerkte zu meinem Schrecken, daß der Felsen über seine Grundfläche überhing und daß ich in eine Art von Felsenest geworfen war. Gezwungen also, ruhig zu bleiben und das Ende des Sturmes abzuwarten, gab ich mich den düstersten Gedanken hin. Hätte ich mein Gesicht gehabt, so hätte ich hoffen können, mein Leben zu fristen, wie Andere gethan haben, durch wilde Früchte, oder andere Erzeugnisse der Insel, wenn sie etwa solche hervorbrächte; aber wie ich war, was hatte ich zu erwarten, als den Hungertod? Ist dachte ich, ob es nicht besser sey, mich hinab in den Strudel zu stürzen und mit meinen Gefährten im Todesschlaf zu vereinigen, als mich für solch' ein Schicksal aufzusparen. Aber wenn meine Gedanken diese Höhe erreicht hatten, war es mir immer wieder, als würde ich aus einem Trau-

me aufgeschreckt; und ein Strahl, wie aus himmlischen Höhen, strömte in meine Seele, verschlechte aus ihr alle niedrigen und feigen Gedanken an Selbstmord und stärkte sie stets wieder zur Erhebung und Hoffnung. „Der die jungen Raben speiset, wenn sie schreien, so dachte ich, wird auch dich versorgen, wenn er es für heilsam erachtet, und wird dich schützen, wie er bisher gethan, vor Gefahr und Tod!“ — So beruhigt, wartete ich geduldig ab, bis der Sturm sich legte, und, was unglaublich scheint, ich schlief ein. Als ich aufwachte, wurde das Schlagen der Wasser an den Felsen unter mir kaum mehr gehört und ich empfand die Strahlen der Sonne in der erwärmten Luft.

Meine Lage in der Klippe war jetzt besonders peinvoll; darum machte ich einen Versuch, von dem Gipfel herabzusteigen. Langsam und vorsichtig begann ich mein Wagemuth. Die Felsen waren scharf, steil und schroff, und da ich schwankend von einer Zacke auf die andere glitt, empfing ich manche harte Verletzung, und die Haut streifte sich im eigentlichen Sinne von meinen Händen. Endlich bemerkte ich, daß ich mich auf dem flachen Strande befinde, welcher dicht mit großen runden Kieselsteinen bestreut war. Als ich hier mit der äußersten Vorsicht weiter schritt, jeden Augenblick mit meinem Fuße vor mich hinsetzend, strauchelte ich über etwas, und fiel beinahe hin. Ich bückte mich, um die Beschaffenheit des Hindernisses zu untersuchen, und berührte die kalte feuchte Oberfläche eines menschlichen Gesichtes, welches ich an seiner Glätte als das eines Weibes erkannte. Ich war einen Augenblick wie versteinert, und da ich zur Besinnung kam, fiel mir ein, daß dieß ohne Zweifel die Ueberreste einer jener wohlwollenden Gefährtinnen waren, welche während der Reise sich so viel Mühe gegeben hatten, die Last meines Unglücks zu erleichtern. Thränen drängten sich in meine Augen, und den Leichnam aufhebend trug ich ihn eine Strecke Weges auf den Abhang des Gestades und bedeckte ihn — das war Alles was ich konnte — mit Steinen.

Indem ich diese sammelte, war ich so glücklich, einen kleinen Stock zu finden, der mir als Stütze diente, und als ich meine traurige Pflicht erfüllt hatte, schritt ich mit Hülfe desselben eine beträchtliche Strecke an dem Ufer weiter. Die Seevögel,

achtlos auf meine Gegenwart, kreisten und schrieten laut über meinem Kopfe, und da ich stille stand und auf jeden Ton lauschte, hörte ich die leichten, flüchtigen Fußtritte verschiedener kleiner Thiere, welche an mir vorübereilten. Die Strahlen der Sonne, welche anfangs mich gewärmt und erheitert hatten, brannten jetzt so heiß auf dem Boden, daß sie beinahe unerträglich wurden, und es mir äußerst wünschenswerth machten, irgend einen schützenden Ort zu finden. Ich ging daher mit zitternden, angstvollen Schritten vorwärts nach dem Innern der Insel, die zu meinem großen Glück an dieser Seite nicht durch Abgründe und Felsen von dem Ocean getrennt war, sondern in sanften Hügeln sich erhob, welche, da ich weder Bäume noch Dicket antraf, keine andere Pflanze hervorzubringen schienen, als eine Art kurzes, weiches Moos. Meine Leiden waren jetzt sehr heftig; denn Hunger, Durst, Mattigkeit und Sonnenbrand überwältigten beinahe meine Kräfte. Aber die Qualen, welche meine Einbildungskraft erschuf, waren tausendmal schrecklicher. Denn diese bevölkerten die Landschaft mit Kannibalen, deren funkelnde Augen mich aus jedem Gebüsch erspähten, und deren Keulen oder Streitärte mich im Schlafe heimlich überfallen oder im Wachen vernichten könnten.

Nach einer Wanderung von mehreren Stunden kam ich auf eine Ebene, wo der Ton von fließendem Wasser mein Ohr erreichte. Als ich an den Rand des Flusses gekommen war, erforschte ich mit meinem Staabe, daß das Ufer fast senkrecht war, und mit der größten Gefahr und Schwierigkeit gelang es mir endlich, eines der herbsten menschlichen Leiden, den Durst, zu lindern. Dann setzte ich mich nieder an den Rand, des Stromes und erneuerte meine innern Klagen über die Bitterkeit meines Schicksals. Jeder Gegenstand um mich her schien meinem Leben feindlich; Fallgruben, Abgründe, wilde Thiere, und vielleicht noch grausamere Menschen. Der schlimmste und gewisste aller meiner Feinde war der Hunger. Jenen andern zu entrinnen, war doch eine Möglichkeit vorhanden; aber dieser fand mich, wo ich mich auch immer verbergen mochte; — und in der That, schon hatte der Dämon bereits sein Werk begonnen.

Die Sonne war jetzt, wie ich aus der zunehmenden Röhre der Luft schloß, beträchtlich von ihrer

Mittagsöhe herabgestiegen, und es begann ein fanfter Lufthauch zu wehen, der mich wohlthätig erfrischte. Als ich aufmerksam lauschte, war es mir, als könnte ich in geringer Entfernung von der andern Seite des Stromes den Ton schwankender Nester und im Winde flatternder Blätter unterscheiden. Mein Herz hüpfte vor Freude; denn ich zweifelte nicht, daß unter den zahlreichen Bäumen, welche ich zu finden erwartete, wenigstens einige fruchttragend seyen, die ich dann schütteln und erfrischen und so einigermaßen die ungestümen Anforderungen des Hungers stillen könnte. Da ich wußte, daß in diesen Himmelsstrichen die Nächte kalt werden, so wünschte ich gerne meine Kleider trocken zu erhalten, zog sie daher aus und band sie in ein Bündel zusammen, in der Absicht, sie über meinem Haupte oder meinen Schultern zu befestigen, und so über dem Wasser zu erhalten. Das Bündel indeß war viel zu groß und ich wußte daher nichts anderes zu thun, als, da ich durch Steinwürfe die Breite des Stromes erforscht hatte, sie wieder aufzubinden und ein Stück nach dem andern hinüberzuwerfen. Dieses that ich, und obgleich der Fluß von beträchtlicher Breite war, hatte ich doch die Freude, kein einziges Bündelchen in den Strom fallen zu hören. Auf meine Fertigkeit im Schwimmen vertrauend, warf ich mich nun kühn in den unbekanntem Strom, und obgleich der Lauf desselben stark und reißend war und mich ein beträchtliches Stück von der geraden Linie abbrachte, gelang es mir doch, das andere Ufer zu erreichen, das ich dicht mit Schilfrohr und Gebüsch bewachsen fand. Durch dieses hindurch suchte ich nun tastend den Weg längs des Ufers, um meine Kleider wieder zu finden; es war mit unbeschreiblicher Schwierigkeit verbunden und ich dachte nicht ohne Angst daran, es könne mein bloßer Fuß auf irgend ein schädliches Thier, einen Alligator oder eine Wasserschlange stoßen, welche mich verschlingen, oder tödtlich verletzen möchte. Viele von den Büschen waren Stachdornen, scharf wie Stacheln von Brombeeren und zerfachten und zerfleischten mich dermaßen, daß, bevor ich dreißig Schritte zurückgelegt hatte, das Blut aus verschiedenen Theilen meines Körpers niedertröpfelte. Meine Anstrengungen waren vergeblich; — nicht

ein einziges Gewand konnte ich finden, und jetzt, an dem Erfolge verzweifeln und auf eine schreckliche Weise zerrissen, war ich mehr als einmal in Versuchung, mein Haupt in den Strom unterzutauken und mein Elend in seinen Fluthen zu endigen. Die Liebe zum Leben gewann indeß die Oberhand, und mich hinweg von dem Strom wendend, strengte ich die geringen Ueberreste meiner Kraft an, um meinen Weg nach der Richtung einzuschlagen, wo ich voraussetzte, daß der Wald läge.

Wie ich dem Gehölze näher kam, unterschied ich mitten unter dem zwitschernden Geschrei der Vögel, die klappernden Stimmen zahlreicher Affen. Meine Annäherung schien alsbald von diesen Thieren bemerkt worden zu seyn. Denn ihre Geschwätzigkeit war einen Augenblick unterbrochen; aber nach dieser kurzen Pause, während welcher ich mir dachte, sie wären beschäftigt, ihren Gast zu rekonosziren, warfen sie auf mich einen Regen von großen, harten Früchten, welche, da sie von einer großen Höhe fielen, und meinen wunden zerfleischten Körper trafen, mir einen außerordentlichen Schmerz verursachten. Obgleich meine Geduld vielfach durch Leiden geprüft war, so erregte dieß doch meinen Aerger. Ich tastete deshalb nach einigen von den Wurfschossen, welche sie auf mich geschleudert hatten, umher, und warf mit großer Gewalt zwei oder drei derselben durch die Nester zurück. Wahrscheinlich muß ich einen oder zwei meiner Feinde getroffen haben; denn die ganze Schaar erhob alsbald ein Geschrei, und ergriff auf das eiligste die Flucht. Ich hob jetzt eine der Früchte auf, welche sich ohngefähr wie eine kleine Melone anfühlten, und nachdem ich sie an einem Baume zertrümmert hatte, war ich im Begriff, sie begierig zu verschlingen. Da kam mir plötzlich der Gedanke, sie könne anstatt Nahrung zu gewähren, vielleicht giftig seyn. Bisweilen, wenn ich daran roch, schien sie einen angenehmen Geruch auszuhauchen, der mich zu essen einlud; im nächsten Augenblick aber schien ihr durchdringender und ekelhafter Geruch wieder ein Wink der Natur zu seyn, daß lebensgefährliche Stoffe darin laurten. Indes hatte bereits der Hunger gebieterisch überhand genommen, und ich überlegte, daß, da ja alle andern Gegenstände um mich her unbekannt seyen, die Gefahr des Todes nothwendig jeden Wissen begleiten müsse, den ich verzehren würde. Ich aß deswegen kühn, und setzte mich dann an den Fuß eines Baumes nieder, um auszuruhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rebigit und gedruckt unter Verantwortlichkeit der G. F. Müller'schen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

nd jg,
ordliche
in Wo
wachen
en Die
am, ad
stetig in
en man
ch von

entricht
der Wo
er. 2. Jhr.
in Thurn
nlicht
und die
der, se
ren, was
hatten
Die se
er tra
rungs-
Widen
legte.
aufge
n, um
der bei
ich mich
den;
Befehl,
bei jg
wie die
se an
im Wo
nie abg
g zu ge
wont ich
ich aus-
nichten
und etw
zu sein,
Indes
und ge
alle an
t fern
für die
of jg-
Büß

dem.